



Der Schlosspark, eine schicke Versailles-Kopie, konnte sich in die neue Zeit retten, nicht aber das Schloss. Und es fehlen die Gäste, die einst Park und Stadt belebten.

## Stadt ohne Mitte

Ein Rundgang im mecklenburgischen Neustrelitz von Lisbeth Herger (Text) und Jörn Vanhöfen (Bilder)

Die Stadt hat nicht auf uns gewartet. Der rollende Fluss auf der Einfallstrasse jedoch nimmt uns fraglos mit, ohne Stau, ohne Stocken, an der Tiergartenstrasse scheren wir aus. Ingeborg Voss, meine Stadtführerin, aufgewühlt von Erinnerungen schon seit wir Berlin verlassen haben, drängt es zum Schloss. Zum Schlosspark, korrigiert sie, denn das Schloss gibt es nicht mehr. Es ist bei Kriegsende ausgebrannt, ein halbes Jahrhundert ist das her. Der Park aber hat sich gehalten, und den kennt Ingeborg, Anfang der zwanziger Jahre hier in Neustrelitz geboren, wie ihre Wohnung. Und sie, die nun seit Jahren in Berlin lebt, freut sich auf das Wiedersehen. Schon eilt sie voraus, überquert die Promenade, beginnt zu präsentieren, ihren Schlosspark, diese schicke Versailles-Kopie. Sie stellt mir Diana vor und Juno und all die andern Göttinnen, die hier als Statuen den Park bewohnen. Sie führt mich zum Luisentempel, dem kleinen Mausoleum für die preussische Königin, und durch die breite Lindenallee; sie erzählt von den über fünfzig Baumarten, zeigt mir die «Seufzerallee», einst zugewachsener Schlupftunnel für Liebende, jetzt zurechtgestutzte Hecken in Reih und Glied. Und dann zieht sie mich ins prunkvolle Gartenhaus mit den wunderbar restaurierten Sälen: die Orangerie. Ehedem Gewächshaus für exotische Pflanzen des Fürsten, später, in den zwanziger und dreissiger Jahren, Café und Restaurant, stets gut besucht. Denn damals war Neustrelitz ein beliebtes Ausflugsziel; am Wochenende kamen die Berliner mit Sonderzügen, eine gute Stunde dauerte die Fahrt, und schon war man hier am Zierker See oder eben im Schlosspark, da gab es Konzerte, da wurde getanzt, da war vergnügliches Leben. Heute ist die Orangerie nur mehr zeitweilig geöffnet, für Ausstellungen, denn keine Gaststätte kann sich halten seit der Wende. Immerhin, so tröstet sich Ingeborg, steht der uralte «Kuchenbaum» noch, den liebt sie seit der Kindheit; die welkenden Blätter riechen, verkrümelte man sie, nach süßem Kuchen. Und man spürt, wie sehr der Ort ihre Oase gebie-

ben ist. «Da gingen wir hin, wenn wir etwas freie Zeit hatten. Und es war stets unser Park, wir haben nicht weiter an den Fürsten gedacht», erinnert sie sich.

Die Fürsten, die hier residierten, kamen aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz. Vor dreihundert Jahren liessen sie, nachdem ihr Stammschloss in Strelitz niedergebrannt war, das Jagdschlösschen zum neuen Stammschloss ausbauen, riefen auf zur Gründung einer Stadt. Und so kam es, dass die einstige Residenzstadt Strelitz zu Strelitz-Alt wurde und nicht weit davon entfernt, auf hügeligem, zum Teil sumpfigem Boden Neustrelitz entstand. Als Barockstadt mitten im Wald, dem Schloss seitlich zu Füßen gelegt. Hier residierten nun all die Friedrichs und Wilhelms und Georgs, und der Letzte von ihnen, ein Grossherzog, war bereits vier Jahre tot, als Ingeborg geboren wurde.

So erzählt die bewanderte Führerin, zieht mich weiter, ein paar Schritte aus dem Park hinaus, ein kleiner Abstecher nur, erklärt sie und führt mich zum Theater, das neben dem verschlafenen Marstall steht, zwischen alten Bäumen, ein stolzer Barockbau. Hier, berichtet sie, hat man gleich nach dem Krieg wieder inszeniert, das Ensemble war ja noch da, man hat den «Urfaust» gegeben, im noch intakten «Hobesaal» gegenüber, und sie, die junge Grafikerin, hat ein Plakat entworfen dazu. «Dass wieder gespielt wurde, das war ein Zeichen. Man konnte aufatmen, man hatte überlebt, es gab wieder Zukunft», erklärt sie vor verschlossenem Eingang. Dann geht es zurück in den Park, hin zu jener Höhe, wo einst das Schloss gestanden hat. Dieses Schloss, das Ingeborg noch immer fehlt, das präzise in ihrem Kopf ersteht, wenn sie davon erzählt, sie, die sonntags so oft mit ihrem Vater hineinging, um im Landesmuseum, das hier untergebracht war, die Schlitten der Prinzessinnen zu bewundern, die Staatskutsche, die fürstliche Raritäten-sammlung in den alten Holzkästen. Gestochen scharfe Bilder hat sie auch vom Schlossbrand selbst, der wurde wahrscheinlich von

den Nazis bei Kriegsende gelegt; sie kam mit dem Zeichenstift angerannt, bannte den lodernen, schon eingeknickten Turm eiligst auf ihre Blätter. Zu Beginn der fünfziger Jahre dann wurde die Brandruine abgerissen. Die junge DDR, zu der Neustrelitz jetzt gehörte, setzte andere Prioritäten als den Wiederaufbau eines feudalen Herrschaftsgebäudes.

Auf dem Schlossplatz wartet Petra Nitzsche, die uns nun weiter begleiten wird. Sie gehört der Nachkriegsgeneration an, lebt seit je in Neustrelitz, unterbrochen nur von ein paar Studienjahren. Ihre Kindheit fiel in die Aufbauzeit der sozialistischen Republik, da hat man versucht, der kleinbürgerlichen Beamtenstadt revolutionären Geist zu verpassen. Das Mädchen hat das nicht allzu sehr gekümmert, sie genoss Park und See, beides einen Steinwurf von ihrem Elternhaus entfernt; später wurde sie eine erfolgreiche Bauingenieurin, der die Wende das Geschäft ihres Lebens brachte, weil plötzlich alle Häuser geschätzt werden sollten, weil der Bauboom losbrach, weil alle sanierten. Heute lebt sie in ihrem Haus in der neu gebauten Siedlung Kiefernheide, hier möchte sie alt werden.

Petra erinnert sich, wie nach dem Abbruch des Schlosses auf dem leeren Platz Baracken aufgestellt wurden, für die Verwaltung, wie aus der Barockstadt eine «Barackstadt» wurde. Und sie kann uns erklären, wieso das Rondell vor dem Hirschtor keine Naturwiese mehr ist wie noch vor kurzem, sondern ein gepflegter Rasen und warum auf dem Schlossplatz neuerdings ein Zelt steht: eine Schlosskopie aus weissem Tuch, die eine Fassade originalgetreu bemalt. Keine Christo-Imitation also, hier wird nicht verhüllt, sondern offenbart, was war. Wenn auch nur als Attrappe.

Das Zeltschloss steht für eine Neustrelitzer Erfolgsgeschichte. Initiiert von einer Handvoll Leute, die meinten, man müsse etwas tun in dieser Nachwende-Depression, einen Event lancieren, um die Stadt zu beleben, Leute anzulocken. Was lag näher, als Königin



Der Zeitzeuge am Hirschtor wartet auf die nächste Wende.



Roter Stern über Neustrelitz: 20 000 Russen waren hier stationiert.



Die Neugestaltung des Marktplatzes bringt auch Unmut in die Stadt.



Befreit aus einem Hinterhof, posiert der alte Herzog an neuem Ort.

Luise wiederzuentdecken! Die «preussische Sisi», die ja dem Hause Mecklenburg-Strelitz entstammte, die beliebt war, die viel zu früh verstarb, die noch immer populär ist. Mit ihr liess sich etwas machen. Man gründete einen Verein, suchte Sponsoren, das Gewerbe machte mit, das Ensemble vom Theater und schliesslich die zunächst skeptische Stadt. Und so kam es, dass im Sommer 2001 im Schlosspark wieder Fanfaren geblasen wurden und Kutschen mit Pferden vorführen, ein Festspiel im Operettengewand, mit Luise als «Königin der Herzen», mit viel Strauss und ein wenig Offenbach, «immer schön am Rand des Schmalzes vorbei», wie Petra zufrieden rapportiert. Dreissigtausend kamen, das Spektakel zu sehen, im nächsten Sommer steht es erneut auf dem Plan.

Sonst jedoch lässt der Neustrelitzer Aufbruch auf sich warten. Die Wende hat, wie andernorts auch, zusammen mit der Freiheit die Krise gebracht. Die Stadt hat kaum Industrie, wenig produzierendes Gewerbe, lebte seit je von Verwaltung und Dienstleistung. Und davon bricht immer mehr weg, berichtet Petra. Die Landesfinanzschule, die Landespolizeischule, ein Teil des Bundesgrenzschutzes sind schon gegangen. Der mit Fördergeldern neu erbaute Schlachthof wurde, kaum eröffnet, wieder stillgelegt – eine grandiose Fehlplanung. Das Postfrachtzentrum hat bereits die Hälfte der anfänglich achthundert Arbeitsplätze wegrationalisiert, das Bahnbetriebswerk beschäftigte zu DDR-Zeiten zweitausend Leute, demnächst soll es geschlossen werden. Ganz besonders beklagt Petra die Verlegung der traditionsreichen Ingenieurschule nach Neubrandenburg während der Wendewirren: ein herber Verlust, denn die dreihundert Studenten brachten Kultur und Leben, Geld und Besucher in die Stadt.

Neustrelitz verzeichnet eine Arbeitslosigkeit von 21,1 Prozent. Aber nicht nur der Arbeitsmangel treibt die Jungen gen Westen, sondern auch das spürbare Lohngefälle zwischen alten und neuen Bundesländern. In Westdeutschland verdient man leichter Geld. Und so werden die Neustrelitzer immer weniger, um die dreißigtausend leben noch hier, fünftausend weniger als vor der Wende. Das gefällt keinem, der bleibt.

\*

Die Stadt verlassen haben noch andere. Nicht freiwillig sind sie gegangen, nicht als individuelle Glückssucher. Russische Soldaten waren es, die vor sieben Jahren ihre Container voll packten, mit

Autoersatzteilen, mit ausgebauten Fenstern und Heizkörpern. Und die dann mit ihren aufgekauften Ladas und Moskwitschs losfahren, in langen Konvois, zurück in die Kasernen am Ural. Zweiundzwanzigtausend Mann mussten gehen. Gekommen waren sie als Sieger rund vierzig Jahre zuvor, hatten die Stadt besetzt. Ingeborg wohnte damals an der Mühlenstrasse bei ihren Eltern. Als die Familie vom Anrücken der Roten Armee hörte, hisste der erleichterte Vater die weisse Flagge, und man suchte ein letztes Mal Schutz im Keller. Als aber die Tür aufsprang, standen nicht die erwarteten Sieger im Raum, sondern SS-Soldaten. Diese beschimpften sie als Verräter und drohten, die Familie zu erschiessen. Ingeborg fiel vor Panik in Ohnmacht, als sie wieder zu sich kam, waren die Schergen verschwunden. Wenig später kamen endlich die Russen. Die hiessen sie ihre Wohnung räumen, für ein paar Tage nur, doch daraus wurden Jahrzehnte. Denn die Kasernen im nahen Wald, die Hitler im Aufrüstungsfieber hatte bauen lassen, boten der Sowjetarmee – von den Deutschen stets «Russen» genannt – eine begehrte Unterkunft. Eine Panzergarde-Einheit blieb deshalb vor Ort. Mit Offizieren, die Wohnungen brauchten. Mit Männern, vor denen die Frauen Angst hatten.

Ingeborg blieb der Horror einer Vergewaltigung erspart. Sie hatte Glück. Sie arbeitete als Schriftenmalerin bei den Besatzern, malte Plakate in kyrillischer Schrift. Sie hörte einen Offizier Puschkin rezitieren, porträtierte auf heimlichen Wunsch den usbekischen Koch, ein Stück Speck war ihr Lohn. «Ich habe diesen Umbruch, das Kriegsende positiv verarbeitet, weil ich nicht Soldaten oder Feinde traf, sondern Menschen», meint sie heute.

In der Stadt jedoch lief die Entwicklung anders, die wurde bald vielfach geteilt, mit «Russengrün» gestrichene Mauern und Zäune markierten die Sperrgebiete. «Hier war auch dicht», sagt Petra immer mal wieder auf unserem Rundgang, und Ingeborg nickt. Zwanzig «militärische Objekte» waren über die Stadt verteilt, 1400 Hektaren Land, rund ein Zehntel des Stadtgebietes, besetzt. Da waren die Russenkasernen mit ihren nackten Fenstern, mit den zum Trocknen aufgehängten Fischen davor, da waren die abgesperrten Villen oben am Glabecker See, wo der Garnisonstab sich installiert hatte, da war die Stadtkommandantur am Töpferberg. Und auch wer in die Wälder ging, stiess schnell einmal an einen Zaun, an eine Sperre. Truppentrübungsplätze waren da, versteckte Lager und Bunker. Und in der ehemaligen Landesirrenan-

stalt draussen an der Domjuch, einer Jugendstil-Anlage mit besonderem Reiz, hatten sich Spezialeinheiten einquartiert, zur Wartung und Bedienung der SS-20-Raketen, die ständig in den Wäldern verschoben wurden, damit der Feind sie nicht ortete.

Zwei Völker teilten sich Neustrelitz, an Zahl etwa gleich, doch von Lebensart grundverschieden. Traf man sich einmal, geschah es meist auf Verordnung. Als Jungpionierin etwa, wenn man die Soldaten in der Kaserne besuchte und dafür schwarzes Kommissbrot aus der eigenen Bäckerei zu probieren bekam. Oder bei offiziellen Anlässen und Festen. Einzig fürs Tauschgeschäft war man gewillt, sich zu suchen. Die Strelitzer ergatterten im «Russensmagazin» Kaviar und Krimsekt, Ölsardinen und das beliebte Mischka-Konfekt. Umgekehrt nutzten die russischen Offiziersgattinnen fleissig die Morgenstunden, um sich im Kaufhaus angelieferte Mangelware zu schnappen, was die werktätigen Strelitzerinnen ärgerte, da sie frühestens am Mittag den Sprung in einen Laden schafften. Und natürlich gab es auch Schwarzhandel, Schnaps und Geld gegen billiges Benzin, gegen Gold und Uhren, das war der Deal. Sonst aber gingen Befreier und Befreite ihre eigenen Wege. Bis die Wiedervereinigung endgültig Trennung brachte, der Abzugsvertrag mit der GUS im Herbst 1990 die Scheidung besiegelte.

Eine Feuerprobe eigener Art, erzählt uns später Frank Fechner, damals zuständig für alle Fragen der Konversion. Die GUS-Staaten lösten sich gerade auf, die Garnison wurde von niemandem erwartet. Es gab Tragödien, gewisse Auflösungserscheinungen, es gab auch die Gefahr von illegalem Waffenhandel, denn die Russen brauchten Geld. Aber es lief alles recht glimpflich ab. Und dass nicht alle Häuser und Objekte «in Anstand und Würde» übergeben wurden, versteht sich von selbst, meint er, denn warum auch sollte bei diesem unfreiwilligen Abzug die Schönheit deutscher Häuser den Russen wichtig sein!

Seit dem Abzug der Division hat man die meisten Objekte rückverwandelt, hat all die Unterkünfte, Werkstätten, Wachhäuser und Bunker geräumt, entkernt, teilweise abgerissen, in zivile Nutzungen übergeführt und hat Eigentumsverhältnisse geklärt. Weniger rasch getätigt, dafür kostenintensiv ist die Entsorgung ökologischer Altlasten. Aggressive Chemikalien, von der chemischen Reinigung russischer Uniformen etwa oder vom Kerosin-Tanklager bei Fürstensee, lagern im Boden, bedrohen das Grundwasser. Für die



Die Stadt lebt seit je von Verwaltung und Dienstleistung.



Das Zeltschloss steht für eine Neustrelitzer Erfolgsgeschichte.



Uferzone im Aufbruch: Der Blick soll weiter, das Wasser blauer werden.



Die Sowjets sind gegangen. Letzte Spuren werden zu Erinnerungen.

von gewissen Medien verbreitete Panikmache gebe es jedoch keinen Anlass, meinen die Neustrelitzer Fachleute.

\*

Inzwischen hat Petra uns zum alten Carolinum chauffiert, oben am Glambecker See, das fast vierzig Jahre russisches Offizierskasino war und nun wieder als Gymnasium frisch herausgeputzt am Seeufer steht. Sie zeigt auf die Villen am andern Ufer, die ebenfalls renoviert durch alte Bäume schimmern. «Da fahre ich immer mal wieder gerne durch, weil das so hübsch geworden ist.» Mit Schaudern erinnert sie sich an den Zustand der Häuser gleich nach der Übergabe. Da war sie als Fachfrau zur Begutachtung gerufen worden, sah die zerrissenen Tapeten, den blätternden Putz, die stinkenden Schweineställe in den Vorgärten. «Ich weiss, wie schlimm es hier ausgesehen hat. Dass es so schön geworden ist, da freut man sich immer wieder.»

Ingeborg drängt weiter, hinunter zum Markt. Ein weiter Platz, viereckig, leicht schräg an den Hügel angelegt, mit einem Rondell in der Mitte, davon abgehend ein achtstrahliger Strassenstern. Diese spätbarocke Anlage von Baumeister Buttell sei einmalig in ganz Deutschland, sagt sie und zeigt uns, wie sorglos man früher den Platz überquerte, als noch kein Kreisverkehr einen bedrohte: Vor dem Rathaus ist auf Stellwänden die bewegte Geschichte des Platzes dokumentiert. Lange stand der Platz nämlich wunderbar leer. Dann, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde das Rondell eingesetzt, in seine Mitte ein Bronzestandbild gestellt, der verstorbene Grossherzog Georg auf granitem Sockel. Bepflanzt wurde in den Landesfarben, blauer Flieder, Goldregen, Rotdorn. Nach dem Krieg wurde das Rondell zum sowjetischen Ehrenmal, mit Soldatengräbern und einem Rotarmisten auf hoher Säule; den Grossherzog liess man verschwinden. Und dann, nach der Wende, hat man die Gräber umgebettet, den Rotarmisten eingelagert, den Granitsockel abgerissen. Nun hat der Markt ein Rondell ohne Mitte. Und das weckt Unruhe in der Stadt. Sechs Jahre lang hat man diskutiert, Pläne studiert und verworfen, schliesslich einen Wettbewerb ausgeschrieben. Und hat entschieden. Das Siegerprojekt will das Rondell beseitigen und durch hochstämmige Bäume nur mehr andeuten. Der Kreis soll aufgehoben, der Verkehr in einer Spange über den Platz geführt werden. So soll der Blick wieder frei werden in die abgehenden Strahlen des Strassensterns, und

man gewinnt Freiraum für den Wochenmarkt, für Feste, für das Wasserspiel eines Springbrunnens.

Die Veränderung, obwohl im Rathaus einstimmig verabschiedet, will nicht allen gefallen. Der Residenzschlossverein Neustrelitz war empört und sammelte Unterschriften, um die Pläne zu stoppen. Das Rondell soll bleiben, man will wieder Rotdorn und Flieder und Goldregen. Und auch der alte Georg, den man nach der Wende als Wäscheinhalter in einem Hinterhof fand und der nun vor der Schlosskirche steht, soll zurück an seinen angestammten Platz. «Der Herzog steht gut, wo er steht», meint Petra, aber dass das Rondell verschwinden soll, gefällt auch ihr nicht recht. Ingeborg nimmt sich Zeit, schaut die Pläne an, wohlwollend, kritisch, überlegt, wie es sich dereinst hier sitzen lassen wird, auf den Bänken in der gar offenen Platzmitte, ob einem der Wind dann nicht das Ruhen verleidet.

Die zwei Frauen debattieren, wägen ab, ärgern sich über kaltes Neonlicht und glitschiges Pflaster, ein Junkie döst im Rondell. Und die Gymnasiastin, die eilig daherkommt, rückt, nach ihrer Meinung gefragt, sofort damit heraus. Sie will, dass alles so bleibt, wie es ist. Sie hätten ihr die Stadt schon so genug kaputt saniert, mit diesen schrecklichen Farben an den Häusern, hätten aus ihrer gemütlichen Schule eine Forschungsanstalt gemacht. Für sie geht sowieso alles zu schnell und zudem in die falsche Richtung. Und spiessig ist es hier, klagt sie, alle Mecklenburger sind schrecklich borniert, und dieser Luisenkult und die Festspiele – unerträglich. Und die Cleveren gehen alle weg, ist ja klar, sie auch, nach Südamerika zieht es sie, nach Spanien, so bricht es aus ihr heraus, und schon überquert sie den Platz und biegt in die Schlossstrasse ein.

\*

Später spazieren auch wir diese alte Strasse hinunter, die einst Markt und Schloss verband. Gesäumt von Häusern, die renoviert werden müssten, die nicht selten leer stehen, die Käufer suchen. Die alte Post zum Beispiel, ein Jugendstilbau, 1899 erbaut, mit feinem Schnörkel und Glas, dann aber auch klassizistische Bauten, alles kleine Meisterwerke. Wir kommen am Museum vorbei, an der Konfliktberatung der Arbeiterwohlfahrt, und unten an der Ecke, bei der neuen Landesbesoldungsanstalt, biegen wir ab zum See. Die verrosteten Schienen der Hafentram führen uns schliesslich zu den Speichern, zu den Anlegestellen der Boote. Neustrelitz ist ja auch Hafenstadt, gewissermassen: Seit der Zierker See vor hundert-

fünfzig Jahren mit dem Kammerkanal und dadurch mit der Havel verbunden ist, kann man von hier auf dem Wasserweg bis Hamburg und Berlin fahren. Ein Potenzial, das man wieder nutzen will, hat man uns im Rathaus erklärt. Nicht für Holz- und Warentransporte wie früher, sondern für touristische Zwecke. Schliesslich liegt man an der Mecklenburger Seenplatte, dem grössten zusammenhängenden Wassersportgebiet Mitteleuropas. Und die Stadt ist Kreuzungspunkt wichtiger Radwanderwege, von Berlin nach Kopenhagen zum Beispiel. Und auch der Hauptwanderweg des Müritzer Nationalparks führt hier vorbei. Damit lässt sich was machen. Die grossen Jachten, die Segler sollen bleiben, wo sie sind. Hierher will man die Naturverbundenen locken, hier soll sich wohl fühlen, wer gerne rudert und paddelt, wandert und Rad fährt. Das könnte für Neustrelitz eine Chance sein, meinen die Stadtentwickler. Tourismus nicht als Allheilmittel für die ökonomische Krise, das kann er nicht leisten, dafür ist die Saison zu kurz. Tourismus als Baustein künftigen Lebens, das jedoch bietet sich an. Deshalb also die Bagger am Hafen, die Fahrinne soll vertieft, das Becken etwas vergrössert werden, deshalb die Baugerüste an den alten Speichern, da gibt es Wohnungen, für die Einheimischen, für die Gäste. Auch mit der Sanierung des Sees wurde begonnen, der keineswegs wegen der Russen so verschmutzt ist, wie das Gerücht es will. Sauber soll er werden, das Wasser wieder blau. Schliesslich will man die ganze Uferzone, die jetzt zugewachsen ist, verwildert, verträumt, wieder etwas öffnen, sanft nur, für den Blick in die Weite des Sees.

Wir suchen uns einen Weg, vorbei an knatternden Baumaschinen, an Männern, die kniend Pflastersteine verlegen, wir wollen zu Kaffee und Kuchen ins «Helgoland», in die Inselgaststätte direkt am See. Verschlafen wirkt alles dort, die alte Eiche, die weissen Gartentische, die Klappstühle aus Holz. «Hier sieht es aus wie vor fünfzig Jahren», stellt Ingeborg fest, schaut nachdenklich auf den braungrauen See. «Vielleicht ist das ja gar nicht so schlecht, was sie planen da oben am Markt», fügt sie später hinzu, «man kann nicht immer nur zurückschauen. Es braucht das Neue, das sich zum Alten fügt.»

Verantwortlich für diese Beilage:  
Margret Mellert, Christian Güntlisberger